

7. Sekundärliteratur

Das Alumnat : eine pädagogische Zeitschrift 1 (1912), S. 119-135, 211-220, 237-250, 307-319

2(1913), S. 360-375, 414-425, 451-457

Alumnats-Erinnerungen. Von einem alten Lateiner.

Horn, Ewald

Berlin, 1912-1913

II. Pudel.

Nutzungsbedingungen

Die Digitalisate des Francke-Portals sind urheberrechtlich geschützt. Sie dürfen für wissenschaftliche und private Zwecke heruntergeladen und ausgedruckt werden. Vorhandene Herkunftsbezeichnungen dürfen dabei nicht entfernt werden.

Eine kommerzielle oder institutionelle Nutzung oder Veröffentlichung dieser Inhalte ist ohne vorheriges schriftliches Einverständnis des Studienzentrums August Hermann Francke der Franckeschen Stiftungen nicht gestattet, das ggf. auf weitere Institutionen als Rechteinhaber verweist. Für die Veröffentlichung der Digitalisate können gemäß der Gebührenordnung der Franckeschen Stiftungen Entgelte erhoben werden.

Zur Erteilung einer Veröffentlichungsgenehmigung wenden Sie sich bitte an die Leiterin des Studienzentrums, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

Terms of use

All digital documents of the Francke-Portal are protected by copyright. They may be downloaded and printed only for non-commercial educational, research and private purposes. Attached provenance marks may not be removed.

Commercial or institutional use or publication of these digital documents in printed or digital form is not allowed without obtaining prior written permission by the Study Center August Hermann Francke of the Francke Foundations which can refer to other institutions as right holders. If digital documents are published, the Study Center is entitled to charge a fee in accordance with the scale of charges of the Francke Foundations.

For reproduction requests and permissions, please contact the head of the Study Center, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

zusprechen. Wie weit ihm in seiner Dreiheit nachgelebt wurde, wird sich weiterhin zeigen.

Ich muß hier aber noch einer anderen, weniger feierlichen Einweihung der Novizen gedenken, die durch ihre Kameraden von der »Bude« über sie verhängt wurde und die vielleicht das Monstrestück war von den Resten des Pennalismus, den die Niemeyersche Aufklärungsperiode überliefert hatte. Schauplatz war der grasbewachsene, mit schattigen Kastanien umsäumte Feldgarten, der allgemeine Spiel- und Turnplatz der Budenschüler und der Orphani. Die Prozedur ging so vor sich, daß ältere Schüler den Novizen niederwarfen und ihm den Mund mit Gras füllten. Wer die Kiefer nicht gutwillig öffnete, dem wurde die Nase zugehalten, bis er luftschnappend sich in sein Schicksal ergab. Man nannte das »stopfen«, und der Neuling war vor einer Wiederholung erst dann gesichert, wenn die Frage: »Ist N. N. schon gestopft?« keinem Zweifel mehr begegnete. Über den Sinn dieser symbolischen Handlung reflektierte man nicht. Es war zweifellos noch ein Erbstück aus den längst vergangenen Zeiten der akademischen Deposition, die mittels einer Reihe grotesker Mißhandlungen den Pennäler zum Studenten erhob. Im Feldgarten aber wurde der scheue Dorfjunge erst in den erhabenen Stand des »Pennälers« übergeführt und war nun kein Fremdling mehr unter den Genossen. Freilich gehörte noch viel Tapferkeit und Aufmerksamkeit dazu, bis der Novize sich in Geist und Leben dieses Schülerstaates mit seinen mannigfaltigen geschriebenen und ungeschriebenen Gesetzen eingewöhnt hatte. Denn vorerst mußte er »pudeln«.

II. Pudeln.

Die Stubengenossenschaft setzte sich aus neun Schülern aller Klassen zusammen. An der Spitze stand der Senior, gewöhnlich ein Primaner, es folgte der Subsenior, ein Sekundaner, dann kamen zwei Mittlere, Tertianer, die »noch nichts zu sagen hatten«, und endlich »die Pudeln« aus den Klassen Quarta, Quinta, Sexta; alles nach Rang und Würden. Die Pudeln hatten Dienst, der reiheum ging und wöchentlich wechselte. Zwei Ämter bestanden, die sich im Kustodienst und im eigentlichen Pudeldienst erschöpften. Dem Kustos lag die Ordnung in Stube und Kammer ob, der Pudeln stand zu persönlichen Dienstleistungen, namentlich Botengängen, für Senior und Subsenior zur Verfügung; auch die Tertianer nahmen seine Dienste in Anspruch, jedoch war deren Autorität nicht ganz unbestritten und wurde häufig nur durch physisches Übergewicht unter sträflicher Duldung des Seniors erzwungen.

Verantwortlich und erziehlich wirksam war allein das Kustosamt. Zu seinem Verständnis gehört eine Kenntnis der Budeneinrichtung. Die Pensionsanstalt¹⁾ hatte sechs Eingänge, d. h. Treppenaufgänge. Im 3., 4. und 5. Ein-

¹⁾ Auch als Ganzes »Bude« geheißen; daher »Budenschüler«, »er wohnt auf der Bude«. Offiziell hießen wir auf der Latina Hausschüler im Unterschiede von den Stadtschülern.

gang befanden sich die Schülerwohnungen, auf jedem der vier oder fünf Treppentritte oder »Korridore« rechts und links je zwei Stuben mit gemeinsamem Schlafsaal und gemeinsamem Kachelofen, der vom Korridor aus geheizt wurde. Das Mobiliar war höchst einfach. Gestellt wurde von seiten der Anstalt nur ein langer Arbeitstisch, eine Bank für die Pudel, fünf Brettstühle, ein Schrank mit sechs verschließbaren und zwei offenen Fächern, ein dazu gehöriger dreistufiger Tritt und der sog. Kustokasten, der, unter das Tischende geschoben, zur Aufnahme der Abfälle diente und auch den steinernen Wasserkrug, die sog. »Lase«, in sich barg. Dazu beschafften sich nun die Schüler der mittleren und oberen Klassen auf eigene Kosten Pulte, mit denen der »Bediente«, eine Amtsperson, die wir noch kennen lernen werden, Althandel betrieb. Sie vererbten sich durch Wiederverkauf von einer Generation auf die andere und waren zum Teil schon von ziemlich fragwürdiger Beschaffenheit, so daß ich mich erinnern kann, wie einer der Schüler sein Möbel zerbrach und in den Ofen steckte. Die »Kammer« enthielt die für jede Stube nötige Anzahl eiserner Bettstellen mit Seegrasmatratze, Kleiderschrank und Waschtisch. Für Bett und Wäsche hatte jeder Schüler selbst zu sorgen.

Was nun das Kustosamt besonders schwer machte, war die Wasserbeschaffung. In meiner Pudelzeit gab's noch keine Wasserleitung, die in die Wohnungen führte. Es mußte alles Wasser, dessen wir zum Waschen und Trinken bedurften, von dem einzigen Laufbrunnen, der sich auf dem Vorderhofe befand, heraufgeholt werden. Das war für die kleinen Burschen ein saures Stück Arbeit. Im Sommer um 5, im Winter um 6 Uhr schon standen sie in langer Reihe am Brunnen, in jeder Hand eine Lase, die etwa einen halben Eimer Wasser faßte. Sechs solcher Lasen, das war der Wasserbedarf des Morgens, und was tagsüber benötigt wurde, mußte zu gelegenen Stunden angeschafft werden. Nicht selten, besonders im Winter, glitt ein Wasserträger mit seiner Last aus und verschüttete nicht bloß das Wasser, sondern zerbrach auch noch die Krüge, für die er Ersatz leisten mußte. Es war herkömmlich, daß die Pudel für Lasen und Waschbecken, beides irdenes Geschirr, zu sorgen hatten, die Anstalt lieferte sie nicht, und Aufgabe des Kustos war es, den Bestand zu erhalten. Mir unerfahrenem Novizen begegnete gleich im ersten Sommer der Verlust sämtlicher Lasen. Eines frühen Morgens nämlich war der Orkus des Hinterhofs aus unbekannter Ursache in Brand geraten. »Lasen heraus!« hieß es da, die Schüler bildeten eine Doppelkette vom Brunnen durch den 3. Eingang hindurch zur Brandstelle und reichten die vollen und leeren Krüge von Hand zu Hand hin und zurück. Und als nun das Feuer gedämpft, die Löschmannschaft abgerückt war, da stand ich da mit leeren Händen und mußte die Kosten der sechs verlorenen Lasen dem Vater auf Rechnung setzen. »Da kann ich dir nicht helfen, mein Sohn, du mußt eben aufpassen« — so lautete die Antwort unseres Rechnungsführers, des Inspektors Beschnidt, dem ich meine Not klagte. Und Aufpassen! so erscholl es noch bei anderer Gelegenheit aus

dem Munde des Seniors, als er den Stock über mich schwang, weil ich »den Eimer hatte überlaufen lassen«. Nämlich unter dem Waschtisch standen zwei Blecheimer für die Aufnahme des verbrauchten Wassers, Sache des Kustos war es, den gefüllten Eimer rechtzeitig vom Ausfluß des Waschtisches abzurücken und den leeren unterzuschieben. Ansonsten gab's in der Kammer eine Überschwemmung, für deren Beseitigung der »Bettfrau« auch noch eine vom Taschengelde abzuziehende Gebühr zustand.

Die Schilderung dieser Kleinigkeiten gehört zur Beschreibung des Alumnatslebens. Man erkennt daran, wie der Schülerstaat seine Bürger zur Ordnung, Pünktlichkeit und Sauberkeit erzog. Als weitere Obliegenheiten des Kustos sind zu nennen: das Abfegen des Tisches vor Beginn der Arbeitsstunden, das Anzünden der Gaslampen, das Aufräumen des Fußbodens, wozu auch die Reihenstellung des Schuhwerks am Ofen gehörte.

Der Pudeldienst war weniger bestimmt geregelt. Wer die Woche hatte, mußte früh, mittags und abends bei den »Großen« herumgehen mit der Frage: »Wollen Sie was aus dem Eingang?« Nur der Eingeweihte weiß, was diese Worte in sich bergen; sie rollen das ganze Thema der *Beköstigung* auf. Sehen wir also zu, was in den Franckeschen Stiftungen an Kost gewährt wurde!

Die modernen Gesundheitsapostel, insonderheit die Vegetarier strenger Observanz, behaupten, daß zwei Mahlzeiten des Tages genügen. So weit waren wir in Halle schon vor 40 und mehr Jahren. Wenigstens mit den zwei Mahlzeiten, und wenn jede derselben nach Menge und Güte des Gebotenen genügt hätte, so wären wir wohl befriedigt gewesen. Aber — zunächst war's zu beklagen, daß die Anstalt die Beköstigung der Schüler an einen Speisewirt verdingen hatte. Das war wohl früher in Internaten allgemein üblich, als noch über der Pflege des Geistigen die Pflege des Körperlichen gering geachtet wurde. Auf der Hand liegt aber, daß der Unternehmer dabei seinen Gewinn gesucht und den Bespeisten mehr als genug Anlaß gegeben hat, ihn zu verwünschen. Dazu kam, daß man damals von einer rationellen Ernährungstheorie noch weit entfernt war. Heute sind wenigstens Ansätze dazu vorhanden, wenn auch die Genußsucht des Zeitalters mit der Einsicht im Widerstreit liegt. Aber besser ist es doch wohl geworden mit der Ernährung der Jugend in den Erziehungsanstalten, nachdem man sie in eigene Regie genommen, wenn auch noch manches zu wünschen übrig bleibt und reizlose Kost, verbunden mit Tabak- und Alkoholenthaltsamkeit, noch nicht überall zur Grundlage der physischen Erziehung gemacht werden. In diesem Punkte beginnen aber die Lietzschen Landerziehungsheime vorbildlich zu wirken.

Wir erhielten also nur Mittag- und Abendkost. Als ich die Anstalt bezog, bestand noch der Unterschied zwischen erstem und zweitem Tisch; an jenem wurde zu etwas höherem Preise besser gespeist als an diesem. Ich will es nun nicht als eine Folge der sozialistischen Bewegung, die eben ihre Führer in den

norddeutschen Bundestag befördert hatte, sondern als eine sehr einfache pädagogische Einsicht der Direktion bezeichnen, daß diese den Geldbeutel verehrende Tischdifferenzierung noch in den 60er Jahren abgestellt wurde. Es gab in den Franckeschen Stiftungen derzeit manches zu ändern, und zu diesem Zwecke war, wie man in L. Wieses Lebenserinnerungen und Amtserfahrungen nachlesen kann, die Erbfolgetradition der Leitung einmal unterbrochen worden. Kramer und Adler, die neuen Direktoren, hatten alle Hände voll zu tun, um alte Übelstände zu beseitigen und die etwas heruntergewirtschafteten Anstalten wieder in die Höhe zu bringen. Es gab also seit 1868 nur noch einen gemeinsamen Tisch für alle Waisenknaben und Pensionäre; er übertraf ja wohl den früheren zweiten Tisch etwas, wenn auch nicht viel. Ich glaube, daß Quantität und Qualität der Speisen dieselben blieben, nur daß jetzt statt an zweien an vier Wochentagen zu Mittag Fleisch gegeben wurde. Wobei mir nicht in den Sinn kommt, dies einen Vorzug und Fortschritt zu benennen, wie ich es denn ebensowenig beklagen als vielmehr gutheißen will, daß auf dem Abendtisch niemals ein Fleischgericht erschien. Aber alles in allem genommen — es langte nicht hin. Gespeist wurde an 30 Tafeln zu 4 Schüsseln mit je 4 Mann von zinnernen Tellern; jeder Schüler empfing seine abgemessene Portion an Fleisch und Brot. Das Fleisch war Sonntags fast regelmäßig Kalbsbraten, in jeder Schüssel vier Scheibchen, die in einer schon erkaltenden braunen Tunke lagen. Dazu gab's wenig Backpflaumen und keine Kartoffeln. Das Unzulängliche, hier ward's Ereignis. Die Jungen, die zwei Stunden lang in der Glauchaischen Kirche gefroren hatten, verlangten nach etwas »Defterem«, wie der Westfale sagt. Dienstags und Donnerstags gab's in der Regel Rindfleisch mit Reis oder Graupen zusammengekocht, in jeder Schüssel die gleichmäßig abgeteilten vier Fleischstückchen. Woher unser Speisewirt übrigens dies Fleisch bezog, weiß ich nicht, ich erinnere mich nur seines eigentümlich irrisierenden Aussehens, so daß wir den Perlmutterglanz oft erst mit der Nase probierten. Indes da war nun kein Tadel, vielleicht handelte es sich um ausgekochtes Suppenfleisch, von welchem die Brühe anderswohin geflossen war als in unsere Schüsseln. Der vierte Fleischtag, der Sonnabend, brachte uns meist Linsen mit Speck oder, wenn der Speisewirt tags vorher geschlachtet hatte, mit frischer Wurst. Sonst aber empfangen wir nichts von den Kadavern der Borstentiere, obwohl wir uns um ihre Mästung durch eigene Hungerleiderei verdient gemacht hatten. Denn das Montagsgericht, das jahraus, jahrein auf den Tisch getragen und unberührt wieder abgetragen wurde, wanderte vermutlich regelmäßig in die Tröge: was sollte sonst damit geschehen sein?

Und woraus bestand es? Es waren weiße Bohnen, ziemlich dick eingekocht, mit braunem Mehl und einigen mikroskopischen Speckgrieben, von säuerlichem Geschmack. Diese »sauren Bohnen«, wie wir sie hießen, wurden einmütig abgelehnt, und es ist mir heute noch rätselhaft, daß sie uns trotzdem immer wieder vorgesetzt wurden und uns 9 Jahre lang den Montag zum Fasttag

machten. Inspektor Beschnidt, der die Aufsicht beim Essen führte, wandelte gleichmütig im Saale auf und ab und ignorierte den stillen Protest. Vielleicht waren aber der Verwaltung durch den Vertrag mit dem Speisewirt die Hände gebunden. Mittwochs und Freitags gab's Milchreis oder Milchhirse, ganz selten ein Gemüse wie grüne Bohnen. Und gerade die bildeten unser Festessen, auf das wir lauerten, wenn die »Saison« gekommen war.

Mit dem Mittagessen sind wir fertig, wenn wir noch hinzufügen, daß jeder Schüler dazu regelmäßig sein Stück trockenen Brotes bekam, den sog. »Gaul«. Etymologie rätselhaft, in Eilenbergers Idiotikon¹⁾ nicht zu finden. Kommen wir zu der zweiten Mahlzeit. Wie zur ersten Punkt 12 Uhr, so wurde zu dieser Punkt 7 Uhr geläutet. Der abendliche Konvent verlief noch rascher als der mittägliche. Hier wurde nur Suppe gereicht, die rasch ausgelöffelt war, wenn sie gegessen wurde²⁾; den »Gaul« — abends mit Butter oder Schmalz beschmört — nahm man mit auf die Bude. Statt der Suppe gelangten im Winter an einem oder zwei Wochentagen Pellkartoffeln mit »ohne was dazu« auf den Tisch. Diese wurden um die Wette aus der Schüssel »gegrabscht«, in die Taschen gesteckt und auf den Buden verzehrt, nachdem sie — gebraten oder mit Wurst vermischt zum sog. »Stamps« verarbeitet waren. Denn so mochte sie keiner recht. Es war ein kleines, seifiges Zeug, aus einer für den Speisewirt vielleicht recht vorteilhaften Bezugsquelle. Einmal, erinnere ich mich, waren die Kartoffeln besonders schlecht: der Wintermorgen ließ dann den Vorderhof damit bestreut und die Hauswände damit bepflanzt erscheinen. Außer einer strengen Rüge des »Chefs« — so hieß Direktor Adler bei den Schülern — hatte der Vorgang indes keine weiteren Folgen, namentlich auch nicht für die Besserung der Kartoffeln.

Daß bei solcher Beköstigung, wie ich sie hier beschrieben habe, die Knaben nicht bestehen konnten, ist einleuchtend. Sie mußten sich also noch anderweitig versorgen — und darauf bezog sich nun die bereits erwähnte Pudelfrage: »Wollen Sie was aus dem Eingang?« Im 2. und 6. Eingang der Pensionsanstalt betrieben nämlich zwei Frauen einen Handel mit Backwaren und lieferten auch Milchkaffee — ein Kännchen für 'nen Dreier. Das war es, was der Pudel für die Größeren zu besorgen hatte. Möglichkeit und Umfang der Benutzung dieser Lebensmitteldepots hing ab von der Höhe des Taschengeldes. Hier wurden nun den Schülern von VI bis IV 5 Sgr. oder 50 Pf., den übrigen 7½ Sgr. oder 75 Pf. wöchentlich auf väterliche Rechnung ausgezahlt. Kamen da nun in Einzelfällen noch Strafgehalte in Abzug, so war und blieb Schmalhans Küchenmeister, falls nicht aus der Heimat erhebliche Zufuhr stattfand. Geldsendungen waren verboten und wurden nicht ausgezahlt, sondern der Rechnung gutgeschrieben. Pakete dagegen gelangten durch Vermittelung der

¹⁾ Pennälersprache. Straßburg, Trübner. 1910.

²⁾ Zwei nämlich, deren herkömmliche Namen »Seelenkleister« und »Rattengift« lauteten, wurden verschmäht.

»Bedienten« (so hießen wunderlicherweise die Diener) an den Adressaten. Da deren wesentlicher Inhalt aus Lebensmitteln — »Kümmel« im Schülerjargon — bestand, so erregte das Erscheinen der »Kümmelpost« auf dem Vorderhofe allgemeine Aufmerksamkeit. Freilich, solange die Stadt Halle auf eingeführte Fleischwaren Torsteuer erhob schalteten sich Zwischeninstanzen ein zur Inspektion der »Kümmelkisten«. Und diese Zwischeninstanzen — daß ich's nach so vielen Jahren noch mit Unwillen niederschreiben muß! — waren unehrlich. Gar mancher Talerschein, von dem der Begleitbrief redete, ist nicht an den rechtmäßigen Empfänger gelangt. Eine Verlustanzeige beim Inspektor Beschnitt wurde kurzerhand zurückgewiesen, weil eben Geldsendungen verboten waren.

Solange wir das Elternhaus unweit Halle hatten, litt ich mit meinem Bruder keine Not. Vater oder Mutter kamen häufig zur Stadt, und wir Jungens selber erhielten bisweilen Erlaubnis, über Sonnabend zu Sonntag nach Hause zu wandern. Leider hörte das nach zwei Jahren auf, weil der Vater starb und die Mutter verzog. Es war im Winter, nicht lange vor Weihnachten, daß der Vater an Direktor Adler schrieb und ihn um Sonntagsurlaub bat für seine Jungens. Und Adler verweigerte ihn, wahrscheinlich im Hinblick auf die nahen Weihnachtsferien. Acht Tage später holte uns denn die Mutter in Trauerkleidung heim; der Vater war tot. Wie die Mutter erzählte, ist er den ganzen Sonnabend-nachmittag am Fenster gesessen, das auf den Weg nach Halle blickte, und hat nach seinen Jungens ausgeschaut. »Nun kommen sie nicht mehr«, hat er wehmütig gesagt, als es ganz dunkel geworden, und so hat er uns denn nicht mehr gesehen.

Adler war nicht hartherzig, im Gegenteil eine weiche Natur, wie ich glaube. Hätte er gewußt, daß der Vater krank war oder wie krank er war, so würde er uns trotz der Feriennähe nach Hause gelassen haben. Aber eins fehlte Adler bei aller Gemütsstärke: das Vatergefühl; er hatte selbst keine Kinder. Und so war es ihm nicht gegeben, den Brief eines Vaters mit Vaterempfindungen zu lesen und zu verstehen. Alle verehrten ihn, denn er war verehrungswürdig, viele fürchteten ihn, denn er war streng, aber so eigentlich geliebt hat ihn wohl keiner. Ich meine, es ist nicht so ganz gleichgültig, ob ein Direktor selber Familie hat oder nicht, und bei einer Berufung sollte dies immerhin mit veranschlagt werden. Es ist dies um so weniger gleichgültig, als der heutige Schulbetrieb die Direktoren und Lehrer ohnehin mehr Unterrichtsbeamte als Pädagogen sein läßt.

Adler fühlte sich nun wohl in erster Linie als Erzieher. Wie ihn Christian Muff in seiner Gedächtnisschrift als Lehrer gewürdigt hat, werden wir in anderem Zusammenhange zu besprechen haben. Tief religiös war Adler und ein Idealist, der bei allem männlichen Ernst doch heiter wie ein Kind sein konnte. Das wurden wir freilich nur gewahr auf dem jährlichen großen Schulausfluge nach Thüringen oder dem Harz. Eine anima candida, wandelte er dahin wie Johannes,

der Jünger des Herrn, und Thomas a Kempis' Nachfolge Christi hat er uns öfters empfohlen. Auch erinnere ich mich eines von ihm in Hausandachten gern gebrauchten Bildes vom Hermelin, das die Pfützen umgeht, um sich nicht zu besudeln: also nämlich sollten wir die Sünde meiden. Gewiß war ihm nichts Menschliches fremd, aber vor der Reinheit seines Wesens beugte sich nicht nur jeder Trotz, sondern verbarg sich auch alles Gemeine, so daß er es nicht sah und sich gewöhnt hatte, die Menschen für besser zu halten, als sie waren.

Und in seinem Idealismus befangen schien er doch auch vielen Realitäten des Lebens gegenüber ein Kind zu sein.

Nur so wird mir seine unveränderte Stellung in der Frage unserer Beköstigung verständlich. Ich bin gewiß der Meinung, daß die Jugend überhaupt, besonders aber die in Alumnaten, wo Benefizien gewährt werden, zu Einfachheit und Mäßigkeit, vielleicht sogar in einer gewissen Frugalität erzogen werde, daß sie unter Umständen auch entbehren lerne, und stimme Adler durchaus bei, wenn er im Osterprogramm der Latina von 1872 geschrieben hat: »Verwöhnte junge Leute passen eben nicht in diese Anstalt«. Aber daß er sich zum Lobredner der Kost machen konnte, die uns der Speisewirt vorsetzte, beweist doch, wie unpraktisch der Mann war, wie unerfahren und verständnislos in Dingen der Lebensnotdurft.

Es ist zuzugeben, daß für das geringe Pensionsgeld nicht viel geboten werden konnte. Vor mir liegt eine alte Quartalsrechnung aus dem Ende der 60er Jahre: sie schließt für mich und meinen Bruder zusammen mit 49 Talern ab. Hiervon sind aber nur 28 Taler ordentliche Ausgabe, die übrigen 21 sind Auslagen für Bücher, Kleidung und Schuhzeug u. a. Und unter jenen 28 Talern bilden die Hauptposten: Wohnung und Unterricht pro Quartal 8, Tisch 10 Tlr. 10 Sgr. 6 Pf. Wobei mir allerdings einfällt, daß wir wahrscheinlich gleich nach dem Tode des Vaters Benefizien erlangt hatten. Auf jeden Fall sind es niedrige Beträge. Reichten sie nicht hin, um die Schüler in zwei Mahlzeiten satt zu machen, so hätten die Preise eben hinaufgesetzt werden müssen.

Wir halfen uns also, so gut es ging, mit Selbstbeköstigung und lernten dabei kochen und braten. Und hierbei mußten nun die Pudel wieder in Funktion treten. Da der aus dem »Eingang« geholte Milchkaffee nicht sehr beliebt war, so wurde auf den Stuben gekocht: im Sommer über Spiritus, im Winter im Ofen. Kaffeemaschinen kannte man nicht, ein Blechtöpfchen genügte, konnte auch leichter ersetzt werden, wenn es der Konfiskation durch den inspizierenden »Chef« verfiel; denn verboten war alles Kochen und Braten in der Hausordnung. Diese Kaffeekocherei gehörte nun zu den illegalen Obliegenheiten der Pudel, bei welchen es nicht ohne nachbarlichen Hader abging. Da nämlich, wie bemerkt worden, sich zwei Stuben in einen vom Korridor her geheizten Ofen teilten, das Kochen aber unmittelbar in der Feuerung selbst geschehen mußte, so kann man sich die Ereignisse vorstellen, die sich vor dem Ofenloch zutrugen, auch ahnen, wie das Kaffeewasser nicht selten des Ofenfeuers Herr wurde. Wer zählt nun

alle die übrigen Dienste her, die dazumal die Oberen von den Pudeln erheischten? Es war nichts anderes als das Verhältnis des Stiefelfuchses zum Burschen, d. h. ein Stückchen Pennalismus. Unter Adlers Vorgänger Eckstein hatte er noch gewaltig in Blüte gestanden, und Wundermären wurden uns Novizen erzählt von den älteren Schülern, was sie alles hätten »machen« müssen: z. B. für den Senior nach Trotha »puschen«, aus dem dortigen Gasthaus den beliebten Eierkuchen holen, ihn aber noch warm heimbringen, ansonsten schreckliche »Schmoche« kriegen u. a. m. Das »Puschen« für die Großen wurde in meiner Pudelzeit auch noch gefordert und das Fassenlassen mit Schlägen bedroht. Es handelte sich da immer um unerlaubte Botengänge in die Stadt, Wurst, Schmalz, Tabak, Spiritus u. dgl. Dinge zu holen, die in der Anstalt nicht zu haben waren. Die Erlaubnis zum Ausgehen war im allgemeinen nicht leicht zu erlangen, sie wurde erteilt mit einer Blechmarke, die dem »Schnapper« am Ausgange vorzuzeigen und bei der Rückkehr abzuliefern war. Inspektionslehrer und Hebdomadar, im Notfalle der »Chef« selber, gaben solche Marken aus. Es kam wohl vor, daß ein Inspektionslehrer es damit weniger genau nahm, und ich erinnere mich eines jungen Herrn, der mit einem leichtlebigen Senior ziemlich fraternisierte; es wurde sogar erzählt, daß er von diesem Geld entlieh. In der Tat war der betreffende Primaner ein reicher Junge, elternlos und fast sein eigener Herr. Die Hausordnung schien für ihn wenig Bedeutung zu haben, er war auch noch der kräftigste Vertreter des alten Pennalismus. Seine Pudels mit dem Stiefelknecht streichen, sie ins Karzer, d. h. in den Kleiderschrank sperren, sie Spaßes halber aus dem Bett jagen und im Hemd antreten lassen, wenn er von einer nächtlichen Ausfahrt zurückkehrte, das waren so einige Stückchen von ihm. Daß er einer geheimen Schülerverbindung angehörte, verstand sich dabei von selbst. Indes Adler mußte wohl dieses Herrchens Herr geworden sein, er verschwand eines Tages von der Anstalt und hat seine Reifeprüfung anderwärts bestanden. Mit diesem Haupthahn hatte der Pennalismus in seiner ausschweifendsten Form Vergang genommen, obwohl noch genug Roheit und Härte zurückblieb. Er ist aber denn doch nach und nach während meiner neunjährigen Schülerzeit so gut wie verschwunden, und ich habe ihn, den selbst erduldeten und in den Mittelklassen selbst noch ausgeübt, als erster Senior schließlich zu Grabe tragen helfen. Daß Adler sich um die Ausrottung des Pennalismus verdient gemacht hat, ist zweifellos. Es geschah das aber weniger durch ein Untersuchen und Verfolgen einzelner Fälle, indem doch nur selten eine Klage an sein Ohr schlug, als durch allgemeine religiös-sittliche Beeinflussung, durch strenge Aufrechterhaltung der äußeren Ordnung, durch Erweckung und Stärkung gerechten und gesetzlichen Sinnes. Dazu kam dann aber noch die Wirkung der Zeitereignisse. Der Krieg von 1866 und noch mehr der von 1870 erhöhte das Selbstbewußtsein des deutschen Volkes, und zwar unter der Jugend vielleicht noch mehr als bei den Erwachsenen. Der Freiheitssinn wurde lebendig und verwarf den Sklavendienst als unmänn-

lich. Jetzt erst ging das Mittelalter in Deutschland zu Ende. Denn wenn man's recht betrachtet, hatte der Pennalismus überall in Deutschland geherrscht, nicht bloß auf Schulen und Universitäten. Und so sollte ich denn meinen, daß heutzutage der Vorwurf des Pennalismus, den man der Internatserziehung gemacht hat, veraltet sei. Aus Unter- und Überordnung besteht der Schülerstaat einmal, wie alles gesellschaftliche Leben, und der Noviz müßte ein einziges, sehr verwöhntes Muttersöhnchen sein, wenn er sich nicht sogleich in das Gemeinschaftsleben hineinfinden könnte. Ich kann nicht sagen, daß das mir und meinem Bruder besonders schwer gefallen wäre. Der Kustos- und Pudeldienst berührte uns um so weniger fremdartig, als wir dergleichen von Hause aus gewöhnt waren. Es gab ja unter uns Knaben, die zeitweilig schwer an Heimweh litten, und ich habe als Senior, wo doch schon mildere Sitten herrschten, ein neunjähriges Bürschchen auf der Stube gehabt, das in Tränen zerfloß und wieder nach Haus geholt wurde. Im allgemeinen aber erstarkte ein Knabe am andern und kam über die Pudeljahre hinweg.

Man mag nun fragen, welche Stütze gewährten denn die berufenen Erzieher dem »Zögling der Pensionsanstalt«? Es muß nach vorliegenden Berichten dort jetzt wohl wesentlich anders zugehen als zu meiner Zeit. Zwar bildeten je 5 Stuben (wie vielleicht heute noch) eine sog. Inspektion, d. h. sie standen unter der besonderen Aufsicht eines dazwischen wohnenden Inspektionslehrers. Diese besondere Aufsicht schuf aber keinerlei persönliche Beziehungen zwischen Inspektor und Zöglingen; sie bestand in nichts weiter als in einem flüchtigen Hineinblicken in die Stuben zu den Zeiten der festgesetzten Arbeitsstunden. Danach kam es ganz und gar auf den Senior an, ob auf einer Stube Ordnung oder Unordnung herrschte; wir waren uns ziemlich selbst überlassen. Mein erster Inspektionslehrer kümmerte sich überhaupt nicht um seine Inspektion, er wurde sogar sehr unangenehm, wenn man ihn mit irgendeinem Anliegen auf seiner Stube heimsuchte. Das war der langjährige Geschichtslehrer der Latina E., zugleich Privatdozent an der Universität, später außerordentlicher Professor, als welcher er gestorben ist. Der Mann war etwas exzentrisch, hatte zuerst die Oberförsterlaufbahn ergriffen gehabt und bekannte sich noch zu den Männern der grünen Farbe mit seinem unsterblichen grünen Frack. Auch bewahrte er allerhand Mordgewehr in seiner Stube und trieb damit gelegentlich Spuk auf dem Korridor, wenn irgendein Schelm ihn mit Tierlauten herausgelockt hatte. Die Inspektionsstellung bekleidete er offenbar nur widerwillig und wurde ihrer auch bald entledigt. Wenn ich in der Erinnerung alle die Herren Revue passieren lasse, die als Inspektionslehrer der Pensionsanstalt in meinen Gesichtskreis getreten sind, so wüßte ich kaum einen zu nennen, der sich ex instituto den Schülern näherte und sie in irgendeiner Weise erziehlisch zu beeinflussen suchte. Geschah etwas derartiges, so war es zufällig und wurde einem einzelnen zuteil, wie ich selbst mich der Gewogenheit meines zweiten Inspektionslehrers, des Dr. V., bis an

das Ende der Schulzeit zu erfreuen gehabt habe. Die amtliche Auffassung von der Sache war Inspektion; zu ihr wurden die unverheirateten jüngeren Lehrer der Latina, die Kollaboratoren, wie sie hießen, kommandiert. Aufsichtsdienst bedeutet aber keine Erziehung in positivem Sinne. Was uns erzog, war der Mechanismus des Anstaltslebens, die Hausordnung, zu deren Aufrechterhaltung die Inspektoren eingesetzt waren. Die meisten versahen ihr Amt in humaner Weise, wenige vernachlässigten es; einer, der wegen seiner weiten Beinkleider die »Pumphose« hieß, verfuhr streng und lud Haß auf sich. Ihm ist in einer Nacht von unbekannter Hand eine Flasche mit Schwefelsäure durch das Fenster ins Zimmer geworfen worden, so daß er alsbald Schul- und Anstaltsdienst aufgab und sich der Universitätslaufbahn zuwandte; er ist als ein sehr geachteter Orientalist gestorben.

Ich sagte, daß uns die Hausordnung, gewissermaßen mechanisch wirkend, erzog, und meine das nach jeder Seite der Erziehung hin, also sowohl in physischer wie in intellektueller und in moralischer Beziehung. In letztgenannter Hinsicht ist der Verkehr, das menschliche Milieu, ein Hauptfaktor der Erziehung. Die Hausordnung bestimmte und regelte den Verkehr der Schüler unter sich sowohl als auch mit Erwachsenen. Unter den Erwachsenen mußten die Lehrer die Hauptstellung einnehmen. Es war, wie wir sahen, wenig, was die Inspektionslehrer in puncto Verkehr boten. Beteiligung an Spiel fand nicht statt. Gemeinschaftliche Ausflüge? Richtig, ich erinnere mich aus meiner Pudelzeit, daß wir Mittwochs und Sonnabends vom Hebdomadar (d. h. demjenigen Inspektionslehrer, der die Woche hatte) »spazieren geführt« wurden. In geordnetem Zuge verließen ein paar hundert Zöglinge das obere Tor der Anstalt und erstrebten mit zunehmender Geschwindigkeit die Magdeburger Chaussee. Hier zerriß dann alsbald die Kette, und in völliger Auflösung strömte die Schülerschar durch das Steintor in die Stadt zurück, zerstreute sich hierhin und dahin, um sich zur Arbeitsstunde oder zum Speisesaal wieder heimzufinden. Diese hergebrachten gemeinschaftlichen »Spaziergänge«, die man bei einer geringeren Zahl von Zöglingen noch heute in süddeutschen Studienanstalten beliebt, hob Direktor Adler als völlig zweckwidrig auf. Der Verkehr mit den Lehrern beschränkte sich also auf die Schulstunden, und da war er allerdings sehr wirkungsvoll.

Wir müssen uns nun einmal nach den anderen Erwachsenen umsehen, zu denen uns das Anstaltsleben in Beziehung setzte. Der schon erwähnte Rechnungsführer und Speisesaalinspektor Beschnidt gehörte nicht zum Lehrerkollegium; er behauptete zwar mit etwas pedantischem Ernst seine Würde und ließ sich, sozusagen, nicht an den Wagen fahren, jedoch begegnete er bei den Schülern der oberen Klassen einer gewissen abwehrenden Kälte, wenn er sich disziplinierend geltend machen wollte. Die Herren Primaner, denen die Sprache Latiums schon eine Morgensuppe war, übersahen den kleinen Mann, von dem die Sage ging, daß er einem Sextaner das Wort »Radier«-Gummi

mit »radix die Wurzel« etymologisiert hatte. Es hatten eigentlich auch nur die Pudels häufigere Berührungen mit Inspektor Beschnidt. Mittels eines geschriebenen Zettels nämlich »holte man sich etwas los« bei ihm. Man schrieb z. B.: Klaus, pag. 129, bittet um ein Stück Seife — oder: Thinius, pag. 45, bittet um ein Diarium — oder: Götze, pag. 217, bittet seine Stiefeln besohlen zu lassen usw. Alles dies vermittelte Beschnidt und schrieb die Auslagen auf Rechnung. Die Schreibmaterialien waren von ihm unmittelbar zu entnehmen. Er verteilte auch im Speisesaale abends die eingegangene Post und zahlte Mittwochs und Sonnabends den Abgesandten der einzelnen Stuben das Taschengeld aus, bei welcher Gelegenheit dann etwaige Strafgelder abgezogen wurden. Man muß nun nicht etwa denken, daß in den Franckeschen Stiftungen viel mit Geldstrafen operiert worden wäre. Es gab dafür nur einen einzigen Fall und Reinfall, und der betraf bloß die Schüler der unteren Klassen. Für diese war im Erdgeschoß des 3. Eingangs eine Besuchsstube eingerichtet, wo Frau Müller, die »Lausehexe«, wöchentlich zweimal für jeden Knaben zu sprechen war. Wer diese sog. Reinigung versäumte, sah sich nicht nur dem ernstesten Vorwurf der würdigen Madame ausgesetzt, sondern hatte seine Vergeßlichkeit auch mit einem Sechser zu büßen. Ob diese Kopfhautinspektion eigentlich so nötig war, erscheint mir zweifelhaft; vorgekommen ist niemals etwas. Die Jungen kamen doch alle aus guten Kinderstuben und hielten auf Reinlichkeit. Der Wasserverbrauch auf den Buden war zum Schmerze des Kustos nicht gering und steigerte sich noch, als die Wasserleitung eingeführt wurde. Die Veranlassung dazu werde ich noch erzählen. Die besorgende Erinnerungsfrage der Kleinen aber: »Bist du schon in der Lausitz gewesen?« wird, denke ich, heute auf der Bude nicht mehr gehört werden.

Die Schülersprache legte auch noch anderen weiblichen Wesen, die in der Anstalt verkehrten, die Bezeichnung »Hexe« bei statt Frau. So gab es eine Waschhexe, die auf Bestellung aus der Stadt kam und schwarze Wäsche abholte, sodann eine Anzahl Betthexen, die jeden Vormittag während der Schul- und Kirchzeit die Stuben und Kammern fegten und scheuerten und die Betten machten. Sie standen auch in beschränktem Maße kleineren und größeren Schülern, die mit Nadel und Zwirn nicht umgehen konnten oder mochten, zur Verfügung. Von diesen Bettfrauen ging ein Minimum weiblichen Einflusses in unserer Anstaltserziehung aus. Manche von ihnen bewies wahre Herzensbildung und nahm sich der kleinen von Heimweh geplagten Novizen und Pudels mit mütterlicher Sorgfalt an. Mit vielem Lobe ist da z. B. zu erheben eine Frau Mylius, deren Aufwartung ich mich von Anfang an erfreute, und die vielen Schülergenerationen gedient und sich ihren Dank verdient hat. Es gewährte mir eine reine Freude, als vor einigen Jahren auf einer Zusammenkunft alter Lateiner ein Lied auf Frau Mylius gesungen wurde, das einer der jüngeren Festteilnehmer ad hoc gedichtet hatte; die in wehmütig-scherzhafter Form darin bekundete dankbare Erinnerung sprach mir selbst zum Herzen und stellte mir das Bild

der Frau lebendig vor die Seele. Wenn daher heutigen Tages in Groß- und Kleinalumnaten sog. Hausdamen die bestimmte Aufgabe erziehlicher Mitwirkung gestellt wird, so können sie sich um die Jugend verdient machen und aus Dank und Anhänglichkeit viel Freude und Befriedigung gewinnen. Es eignen sich dazu aber weniger »gebildete« und ästhetisierende Damen und alte Jungfrauen, denen die Jugend doch rasch in Wissen und Wollen über den Kopf wächst, sondern Frauen, die selbst Mutter gewesen, die eine Bengelsnatur verstehen, die einen natürlichen, praktischen Verstand mit ungekünstelter Herzensgüte verbinden. Auch hier wird's heißen: Viele sind berufen, aber wenige sind auserwählet.

Eine wichtige Person unter den dienenden Geistern der Bude war Herr Doktor Eck. Die Luthersche Variante seines Namens goutierte er nicht und wurde darüber unangenehm. Der Doktor Eck war nämlich unser Haar- und Bartscherer, der Sonnabends und Sonntags seine Staatsvisiten machte, bei schon stärker sprossenden Bärten auch wohl noch in Zwischenzeiten antrat. Ob und wo er in der Glauchaischen Vorstadt einen Barbierladen betrieb, haben wir uns nie die Mühe gegeben zu ermitteln. Das Erscheinen dieses wohlbeleibten kleinen Mannes mit seinem glatten und listig lächelnden Gesicht bereitete jeder Stube Freude und brachte Unterhaltung in die Bude: es war immer so etwas wie eine kleine dramatische Szene, in der sämtliche Zuschauer mitwirkten, und um so willkommener, als wir nie ein Theater zu sehen bekamen. Was — nebenbei bemerkt — auch gar nichts schadete. Der Doktor Eck wußte zu erzählen, war witzig und schlagfertig, es reizte jeden Schüler, sich mit ihm zu messen und seine Laune zu erproben. Wurde einer aber gar zu anzüglich, so brauchte er für den Spott nicht zu sorgen, er erlitt dann von Doktor Eck unter dem schallenden Gelächter der Stubengenossenschaft eine eklatante Niederlage. Im übrigen war der Mann ein »anständiger Kerl«, und viele werden seiner mit Vergnügen gedenken, er gehörte mit zum lebendigen Inventar der Anstalten.

Nun zu den Bedienten, den »Béduxen«! Es gab deren zwei, den großen und den kleinen. Ihre Amtsstube befand sich im Erdgeschoß des 3. Eingangs, der »Lausitz« gegenüber, und ihres Amtes war die Bedienung der Schüler, allerdings nicht in der Art, daß wir sie persönlich in Anspruch nehmen durften. Ihr Dienst begann im Sommer vor 5, im Winter vor 6 Uhr mit Stiefelputzen. Daran schloß sich als zweite Obliegenheit um $\frac{3}{4}5$ bzw. $\frac{3}{4}6$ Uhr das Durcheilen der Kammern mit großem Geläut, die Schläfer zu erwecken. Man hörte in seinem Morgenschlummer die wandelnde Glocke schon etagenweit und fühlte, wie das Unheil näher und näher rückte. Jetzt war es da, und entsetzt von dem klingenden Lärm sprang jeder aus den Federn. Jeder? Na, wenigstens die schreckhaften Naturen. Es gab einzelne, die der Glocke in ihres Herzens Härte nicht achteten und sich lieber vom Inspektionslehrer und inspizierenden »Chef« aufjagen ließen. Das konnten sich allerdings nur die Schüler der Mittel-

und Oberklassen leisten, die Pudels mußten unter allen Umständen raus aus dem Lager, um Kaffee und Frühstück anzurichten.

Das Kleiderreinigen besorgten die Bedienten übrigens nicht, dafür waren die Pudels da. Sonst standen sie zur Verfügung des Inspektors Beschnidt und führten dessen Kommissionen aus. Daß der eine einen Handel mit alten Pulten betrieb, ist schon erwähnt worden, der andere hatte die Lieferung der Lichte. Im Sommerhalbjahr nämlich wurde die Gasbeleuchtung ausgeschaltet, in der ganz unwahrscheinlichen optimistischen Annahme, daß wir um 7 Uhr abends mit den Schularbeiten fertig waren. Dafür erhielt jede Stube seitens der Anstalt und durch Vermittelung des kleinen Bédoux wöchentlich eine Anzahl Kerzen. In den 60er Jahren waren es noch Talglichter, die einem in den Händen schmolzen, und dazugehörige Lichtputzschere; im neuen Deutschen Reiche wurden die Umstände nobler, da gab's Stearinkerzen. Es ging die Sage, daß die um ein Stück ihrer natürlichen Länge verkürzt waren. Das war uns um deswillen unangenehm, weil wir die Lichter sammelten und verkauften. Nicht verbrauchten? Nein; denn zu lesen war dabei nicht. Jeder Senior und Subsenior hielt sich seine Petroleumlampe, zu deren Wartung wiederum die Pudels verpflichtet wurden. Manche Kanne Öl ist da in langen Studiernächten verbrannt worden.

Endlich gehörte noch die Besorgung der Post zu den Aufgaben der Bedienten, und als wahre Himmelsboten erschienen sie, wenn sie die »Kümmelkisten« anbrachten. Sie vermittelten also unseren Verkehr mit der Stadt; denn unser Leben spielte sich im Internat ab, und Verkehr mit externen Schülern, die ja auch die Latina besuchten, konnten wir nicht pflegen.

Der Ausgang wurde vom »Schnapper« bewacht, der am Haupteingange in der Pfortnerstube die Tagwache hatte und auch die das Anstaltsleben regelnden Glockenzeichen gab. Ein zweiter Schnapper saß am »schwarzen Weg«, dem Nebeneingange zu den Stiftungen, er hieß danach der »schwarze« Schnapper, war aber sonst ein weißbärtiger alter Herr. Woher der Name »schwarzer Weg« stammt weiß ich nicht. Ob daher, daß er für uns dunkel, ein locus obscurus, eine terra incognita bleiben sollte? Denn das Betreten des Weges war in den Hausgesetzen verboten. Und verboten war es jedenfalls deshalb, weil sich auf ihm die Schüler und Schülerinnen der Bürger- und Mädchenschulen bewegten und einem pêle-mêle vorgebeugt werden sollte. Das Eingangstor zum schwarzen Wege wurde um 7 Uhr abends geschlossen; um dieselbe Zeit löste am Haupteingange der »Nachtsputz« den Schnapper ab. Des Dienstes dieses Herrn benötigten wir nur, wenn wir »geweckt« sein wollten, d. h. zu einer früheren Stunde noch aufstehen wollten, als die ohnehin frühe obligate Stunde verlangte. Für einen Dreier oder — in den späteren nobleren Zeiten — einen Fünfpfenniger tat er uns den Gefallen, wir brauchten ihm bloß die Stubennummer an sein »schwarzes Brett« zu malen, dann fand er uns schon heraus: eine an das Bett gebundene Ballkeule wies ihn zurecht. Und wenn dem Nachtsputz, wie gewöhn-

lich, eingeschränkt worden war, nicht zu weichen, bevor nicht der Schläfer sein Bett verlassen, so dröhnte er mit seinem Baß so lange und ließ es an Zureden in unorthographischem Hallenser Deutsch nicht fehlen, bis man ihm den Gefallen tat und aufsprang.

Aber was konnte denn einen Schüler schon um 3 oder 4 Uhr zum Aufstehen nötigen? Es spielte da wohl die Erfahrung mit, daß der ausgeruhte Geist Memorieraufgaben leichter bewältigt. Wenn also an dem betreffenden Tage etwa eine Geschichtsrepetition anstand oder Homerverse u. dgl. aufzusagen waren, dann fanden sich Frühaufsteher genug, die im Feldgarten die Sonne aufgehen sahen.

Als letzten dienstbaren Geist, der aber nur im Winter erschien, haben wir den Kalfaktor Kalze, vulgo »Kalchas«, vorzustellen. Er hatte die schwierige Aufgabe, dreimal des Tages mit möglichst wenig Kohlen einige zwanzig Öfen zu heizen. Auf jeden Ofen kamen normalerweise zwei »Steine«, d. h. mauersteingroße Formkohlen; Preßkohlen waren noch nicht erfunden. Selten wurde noch ein dritter Stein nachgeschoben. Um dieser Knappheit willen mußte er sich hüten, den Kohlenkasten offenstehen zu lassen, sonst stibizte ihm so ein Bengel gleich einen Stein. Dieser Kalchas hatte das Vorrecht, um Neujahr auf sämtlichen Stuben anzutreten und den Herren Pennälern seinen Glückwunsch darzubringen. Dabei präsentierte er ein längeres illustriertes Carmen heroicum, das sich in eben so anerkennender Weise über seine mühevollen erwärmenden Tätigkeit aussprach, als es in zarter Form der bedürftigen Umstände seiner alljährlich zuwachsenden Familie gedachte. Zum Lohn empfing er danach in seine Schürze die angesammelten Brotreste und eine kleine Geldspende, die des besseren Ansehens wegen in einem möglichst voluminösen Päckchen verborgen war.

Mit diesem letzten Biedermanne haben wir das ganze Milieu der Erwachsenen, in welchem der Zögling gedieh, kennen gelernt. Wir wenden uns nun dem Verkehr der Schüler untereinander zu.

III. Staatliche Internate — warum?

Von ***

Wenn Herbart das Erziehungsgeschäft in Regierung, Unterricht und Zucht eingeteilt hat, so lenkt er mit dem Worte Regierung die Aufmerksamkeit auf einen im allgemeinen ungeahnten oder wenigstens unbedachten Zusammenhang der Pädagogik mit der Politik. Pädagogik ist die Kunst, einen Kinderstaat, Politik die, einen Bürgerstaat zu leiten. Beide ruhen auf Psychologie und Ethik, die wiederum nationales Gepräge besitzen. In beiden Fällen ist es die Kunst, mit Menschen umzugehen und sie auf gewisse Ziele hinzulenken, die in der Richtung ihrer natürlichen Seinsbetätigung liegen und deren Er-